

1. Einleitung

Die Einleitung dieser Forschungsarbeit beginnt mit der Entstehung des Zweigeschlechtermodells im späten 18. frühen 19. Jahrhundert als die neuen industriellen Wirtschaftsweisen die vorindustrielle Sozialordnung verdrängten und eine Gesellschaftsordnung verlangten, die durch die Trennung industrieller Produktion und sozialer Reproduktion strukturiert ist; es ist die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft (vgl. Böhnisch 2004; Laqueur 1992). Aus der Trennung entwickelte sich eine nach dem biologischen Geschlecht strukturierte Arbeitsteilung, in der Männer der ausserfamiliäre industrielle Produktionsbereich und Frauen der innerfamiliäre Reproduktionsbereich zuteilgeworden ist. Das biologische Geschlecht wurde somit zu einem sozialen „Platzanweiser“ westlicher Gesellschaften und die strikte geschlechterkonstituierende Arbeitsteilung zur geschlechtsspezifischen Orientierungsfolie der Menschen (vgl. Degele 2008; Gildemeister/Robert 2008). Damit basiert ab diesem Zeitpunkt die geschlechtsspezifische Orientierungsfolie der Individuen auf der Organisation der Erwerbsarbeit (versus der Hausarbeit) und mit ihr auf der Herstellung einer Geschlechterdifferenz – der Zweigeschlechtlichkeit – die die Geschlechter als gegensätzlich aber komplementär zueinander konstruiert. Der Begriff Orientierungsfolie ist dabei synonym zu Orientierungsmuster zu verstehen (siehe Kapitel 1.1. Begriffsdefinitionen).

Schauen wir uns unsere heutige Zeit an, dann können wir sagen, dass die strikte geschlechtskonstituierende Arbeitsteilung in der ursprünglichen Form nicht mehr gänzlich existiert. Immerhin ist unsere heutige westliche und postmodern orientierte Gesellschaft geprägt von den sozialen Bewegungen der 60-er und 70-er Jahre, die diese geschlechtsspezifische Arbeitsteilung sowie die autoritären Strukturen des Patriarchats öffentlich hinterfragt haben und damit Prozesse der Veränderung ausgelöst haben. Aber was haben diese Prozesse konkret verändert? Empirische Untersuchungen zeigen, dass die Grenzen zwischen den Geschlechtern, die durch die geschlechtskonstituierende Arbeitsteilung entstanden sind, zwar nicht mehr strikt sind, sich aber immer noch als stabile geschlechtsspezifische Orientierungsfolie der Individuen erweisen. So arbeiten heute Frauen im ausserfamiliären Bereich und Männer betätigen sich auch im innerfamiliären Bereich. Doch zeigt die Forschung eben auch, dass Frauen überaus häufig Teilzeit beschäftigt sind, denn ihr Lohn gilt oft nur als ein Zuverdienst, und sie übernehmen die Kernhausarbeit sowie die Erziehungsarbeit (vgl. Wengler et al. 2009: 67ff.). Und Männer übernehmen zwar mehr Hausarbeit im Vergleich zu früheren Generationen, aber sie sind nicht verantwortlich dafür (ebd.). Männer sind immer noch häufiger die Hauptverdiener der Familie, was die statistische Minderheit der ‚Neuen Väter‘ (siehe Kapitel 1.1.) deutlich macht.

Es stellt sich schnell die Frage, ob eine westliche Gesellschaft ohne das geschlechtskonstituierende, also dichotom geprägte Strukturprinzip, überhaupt denkbar ist. Was passiert, wenn die geschlechtskonstituierende Arbeitsteilung nicht mehr oder nur noch in einem viel geringeren Masse das Leben der Menschen strukturiert? Woran orientieren sich die Individuen dann? Bringen sie geschlechternivellierende Prozesse hervor, die schliesslich eine neue geschlechterirrelevante Orientierungsfolie bilden können (vgl. Gildemeister/Robert 2008)? Wir haben keine von der Gesellschaft isolierte Gruppe, an der ein solches Szenario empirisch überprüfbar wäre. Aber sehen wir uns die institutionalisierten Lebensläufe der Individuen an, dann stellen wir fest, dass die Pension

eine Lebensphase bildet, die relativ frei von gesellschaftlichen Strukturprinzipien oder normativer Erwartungen ist (vgl. Gildemeister/Robert 2008: 330; Gildemeister 2008a: 206; Kohli 2000: 16f.). Eine wesentliche soziale Rolle für Menschen in der Pensionsphase, ist die der Grosseltern. Doch muss man sich fragen, inwieweit diese Rolle eine den Ruhestand ausfüllende ist, wenn immer mehr Paare in der reproduktiven Phase kinderlos bleiben und die Kinderbetreuung verstärkt in öffentliche Hand fällt. Zudem hat sich die ‚Rentneridentität‘ gewandelt, denn Pensionäre sehen sich nicht mehr nur auf die Rolle der Grosseltern reduziert, wie die Untersuchungen zu den aktiven Rentnern zeigen (vgl. Höpflinger/Perrig-Chiello 2009; Backes 2008), sondern sie führen vermehrt ein selbstbestimmtes Leben. Aufgrund des Übergangs in die Pensionsphase eröffnet sich folglich ein relativ freier Raum, den die Menschen selber gestalten, also nach anderen Organisationsprinzipien als der der Erwerbsarbeit und den damit einhergehenden Geschlechterdifferenzen organisieren können und sich somit neuorientieren können. Unterstützt oder gehemmt werden sie dabei lediglich von ihren individuellen Ressourcen. Folgend den Ausführungen lautet die Forschungsfrage: *Wie oder inwieweit stellen Pensionäre eine neue geschlechtsspezifische Orientierungsfolie her und inwieweit wirkt die neue Orientierungsfolie geschlechternivellierend? Welche fördernden oder hemmenden Ressourcen bietet der Lebenslauf/die Biographie dafür* (vgl. Gildemeister/Robert 2008; Böhnisch 2004)?

Mein Fokus richtet sich auf pensionierte Männer, denn ihre biographische männliche Identität definierte sich vorrangig über die Arbeit und den Beruf im Vergleich zu pensionierten Frauen, die sich vorrangig über Familienarbeit definierten. Der Übergang in die Pension kann vor allem bei ihnen zur kritischen Lebensphase werden, da nun ihre primäre Orientierungsfolie – die Erwerbstätigkeit und die damit verbundene Herstellung der Geschlechterdifferenz – mit der Pensionierung wegfällt und eine neue Orientierungsfolie aktiv hergestellt werden muss (vgl. Böhnisch 2004; Gildemeister/Robert 2008; Gather 1996; Solomon et. al 2004). Meine These ist, dass der Übergang in die Pension einen freien Raum entstehen lässt, der mit geschlechternivellierenden Prozessen gefüttert wird, wie der Neuorientierung hin zu Haushalt und Familie, wodurch eine neue Alltagsstrukturierung erfolgt. Mit Blick auf pensionierte Männer stellt sich die (Unter-) Frage, wie sie nach dem Wegfall der Erwerbsarbeit ihr doing gender herstellten bzw. inwieweit dabei die Geschlechterdifferenz immer noch als relevant hergestellt oder nivelliert wird?

Die theoretische Perspektive für die Forschungsfrage bildet die Feminisierung des Alters, der doing gender/old Ansatz und die time-availability-theory: Die Theorie der Feminisierung des Alters bezieht sich auf zwei Aspekte. Einmal beschreibt sie einen im Alter weiblichen Lebensraum, in dem sich pensionierte Männer zurechtfinden müssen, wodurch zweitens eine strukturelle Feminisierung aufgrund des Anpassungsdrucks erfolgt, weil sie nicht mehr auf ihre vorpensionären Handlungserfahrungen aufbauen können. Der doing gender bzw. doing old Ansatz geht von einer sozial konstruierten Geschlechter- und Altersidentität aus, die durch Interaktion immer wieder neu hergestellt werden muss. Das soziale Geschlecht ‚gender‘ und das Alter sind damit nicht starr und natürlich vorbestimmt, sondern können sich unter anderem durch veränderte Umweltbedingungen wandeln. Fällt die Erwerbsarbeit als geschlechterkonstituierende Organisation weg, wie bei pensionierten Männern, dann ergibt sich kaum mehr ein Grund die Geschlechterdifferenz als relevant herzustellen und sich somit an diesem Strukturprinzip zu orientieren. Die time-availability-theory bietet eine Perspektive auf die freiverfügbare Zeit, die Männer nach der Pensionierung erhalten, wodurch

erst die Möglichkeit für geschlechternivellierende Handlungen erschlossen werden kann. Zusammengefasst geht es um eine Stereotypenannäherung, also die Annäherung der Geschlechter seitens der pensionierten Männer, die durch die Übernahme typisch weiblichen Handelns die Geschlechterdifferenz nivellieren. Diese Annahme der Forschungsarbeit bedeutet, sich von feministischen Theorien zu lösen, die eine Annäherung der Geschlechter immer als eine Annäherung zur männlichen Norm, als Androzentrismus, verstehen (Hierschauer 2001: 211f.). In diesem Fall geht es jedoch um die Annäherung der Männer an eine weibliche Norm und eine typisch weibliche Orientierungsfolie.

Des Weiteren beschränke ich mich auf die vorgestellte theoretische Perspektive, da der spezifische Blick der Arbeit die interaktionsbestimmende Orientierungsfolie nach der Pensionierung ist. Theorien, wie Ressourcen- bzw. Machttheorien, geben keine Auskunft über das ‚Wie?‘ der Konstruktion der Geschlechteridentität resp. der neuen Orientierungsfolie sondern sie geben nur in der Interaktion selbst relevante Rahmenbedingungen an (siehe dazu Kapitel 4 zu Theorien). Ihre Auskunft ist beschränkt auf das, was die Ungleichheitsstrukturen zwischen den Geschlechtern konstituiert. Wie die Konstruktion der ‚veränderten‘ Orientierungsfolie nach der Pensionierung hergestellt wird, bleibt unklar. Der zentrale Blickpunkt der Arbeit ist dementsprechend der Anteil genderspezifischer Handlungen für die Konstruktion des doing gender/old. Damit sind andere Handlungserklärungen zwar möglich, aber für diese Arbeit wegen der Eingrenzung des Themenbereichs nicht zu klären.

Die Komplexität der Forschungsfrage sowie die Theoriespezifikation machen deutlich, dass eine Methodenverbindung ein sehr nützliches Vorgehen ist, um die Fragestellung in ihrer Komplexität beibehalten zu können. So wurde in einem ersten Schritt die quantitative Methode angewandt, um zu untersuchen, ob die Hausarbeit, die eine stereotypisch weibliche Tätigkeit ist und stereotypisch weibliche Kontaktarten eine Veränderung aufweisen, die mit der Pension in Zusammenhang steht. Beide Variablen sind Indikatoren für eine geschlechternivellierende Orientierungsfolie. Die qualitative Untersuchung sollte in einem zweiten Schritt versuchen, die Orientierungsfolie der Pensionäre zu rekonstruieren, um die Ergebnisse der quantitativen Untersuchung mit einem erweiterten theoretischen Sinn zu versorgen, da das statistische Verfahren über das ‚Wie?‘ einer Konstruktion nur Spekulationen erlauben würden. Der Konstruktion der stereotypisch weiblichen Interaktionsfelder wurde in Paarhaushalten nachgegangen, denn alleinlebende Männer werden die Hausarbeit in der Regel selbst erledigen sowie die Verantwortung dafür alleine tragen. Auch die sozialen Kontakte werden durch das Zusammenleben mit einem Partner beeinflusst.

Meine empirische Vorgehensweise soll zur Schliessung vorhandener empirischer Forschungslücken beitragen. Soziologisch empirische Untersuchungen konnten nämlich nicht gefunden werden. Zumeist wird die These der Feminisierung des Alters und der geschlechternivellierenden Neuorientierung nach der Pensionierung lediglich als theoretisches Konstrukt beschrieben und nicht weiter empirisch untersucht, wie es Gildemeister (vgl. Gildemeister/Robert 2008; Gildemeister 2008a) und Kohli (1990) gemacht haben. In weiteren Publikationen vor allem aus der Psychologie (vgl. Gutmann 1994; Boone James et al. 1995) wird die Feminisierung des Alters auch als Gender-Crossover bezeichnet und meint keine Annäherung oder Irrelevanzsetzung der Geschlechter, sondern eine ‚Rollenumkehrung‘, die mit veränderten psychischen Merkmalen einhergeht. Interessant ist jedoch, dass sich die Theorie

in der Soziologie trotz der Lücken in der Empirie relativ lange hält und nie gänzlich angenommen oder verworfen wurde. Aus der männlichen Perspektive wird die Theorie häufig nur innerhalb eines weiteren Themenrahmens angerissen, obwohl umfassende Untersuchungen wichtige Informationen über eine Gesellschaft offenlegen würden, die in einem viel geringeren Mass auf dem Prinzip der Geschlechterdifferenz basiert. Für Menschen jüngerer Lebensphasen wäre die Pensionsphase ein Muster, dass neue ‚geschlechterneutrale‘ Handlungsorientierungen aufzeigen könnte. Zudem zeigt sich die Aktualität des Themas der Neuorientierung im Alter, indem neuerdings Feuilleton in Tageszeitschriften hervorkommen, die als Privileg des Alters das Ablehnen der Logik des Erwerbslebens beschreiben und somit die Zeit als RenterInnen Gelegenheit bietet *„das starre Korsett der Biographie aufzubrechen und andere Facetten der persönlichen Identität zu entwickeln“*.¹

Um das komplexe Thema Schritt für Schritt anzugehen, werden im nächsten Abschnitt einige Begriffsdefinitionen vorangestellt: die Definition der Hausarbeit und der sozialen Kontakte als Indikatoren einer geschlechternivellierenden Orientierungsfolie, die wichtig für das Verständnis der quantitativen Praxis ist; die Erklärung der zentralen Begriffe des interaktionistischen Ansatzes, demzufolge Interaktion, Institution und innerhalb dessen die Geschlechterdifferenz; und zuletzt das Lebensalter, da ich mich mit der Arbeit im Themenkreis der Gerontologie bewege und zudem das Lebensalter auch eine Komponente im doing old Ansatz darstellt. Im zweiten Teil werden die historischen Grundlagen für die Geschlechterdifferenz und die Männlichkeitskonstruktion kurz vorgestellt, um im darauffolgenden dritten Teil die aktuelle Lebenslage der Schweizer Pensionäre vorzustellen. Die Eingrenzung auf Schweizer Pensionäre im Paarhaushalt hat dabei zwei Gründe: erstens soll damit ein Beitrag zur Schweizer Gerontologieforschung geleistet werden und zweitens sollen die Befragten der qualitativen und quantitativen Methode zumindest in einem sozial-politischen Raum leben. Im vierten Abschnitt wird die theoretische Perspektive vorgestellt, die die handlungstheoretische Interpretationsgrundlage für die Ergebnisse bildet. Im fünften Abschnitt wird der Forschungsstand zu diesem Thema dargelegt. Im sechsten Abschnitt werden die aus den Theorien sowie aus dem Forschungsstand abgeleiteten Hypothesen aufgestellt sowie das statistische Modell visualisiert. Im siebten Kapitel erfolgt die Darlegung der methodischen Strategie – die Verbindung der qualitativen und quantitativen Methode. Die empirischen Ergebnisse der quantitativen Analyse werden im achten Abschnitt und die der qualitativen Analyse im neunten Abschnitt vorgestellt. Am Schluss der Arbeit möchte ich die zentralen Ergebnisse beider Methoden zusammentragen und so den Mehrwert dieses Vorgehens für die Forschungsfrage vorstellen. Dabei liegt der Fokus dieses Abschnitts in der Schwierigkeit, die scheinbar konträren Ergebnisse der qualitativen und quantitativen Untersuchung auf einen Nenner zu bringen.